



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schlözer, Kurd von: Die Hansa und der deutsche Ritterorden in den
Ostseeländern.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Afrika's umfaßt; im Herzen der alten Welt gelegen scheint es den Schlüssel zu seiner Herrschaft zu bilden. Seine Geburt hat die religiös-politische und sociale Gestaltung der damals bekannten Erde erschüttert, sein Fall kann sie in das eigene Grab mitreißen. Eine Art Schrecken vor dem Walten unbekannter Mächte scheint uns daher die Palliativmittel zu erzwingen, die Europa's große Mächte täglich dem Riesenkrauken am Bosphorus aufstischen; selbst der russische Kolos scheint sich nicht zum Losschlagen entschließen zu können, scheint zu zögern und die Beute noch nicht genug reif für das Eroberungsschwert zu halten, das seine Politik doch schon so lange und so beharrlich vorbereitet, und dies noch dazu jetzt, wo er im Westen keine Nebenbuhler mehr zu fürchten, sondern höchstens Vasallen und dienstbeflissene Thürhüter zu seinen Füßen zu haben glaubt.

Die Hansa und der deutsche Ritterorden in den Ostseeländern.

Von Kurd von Schlözer.

Berlin, 1851. Verlag von Wilhelm Herz.

Geschichtsforschung und Geschichtschreibung sind zwei ganz verschiedene Dinge. Unfre Gelehrten und Historiker haben freilich im Ganzen davon kaum eine Ahnung. Wenn sie ämsig Bibliotheken und Archive durchstöbert, Chroniken exzerpirt, Urkunden entdeckt, entziffert haben, dann meinen sie, sei das Wesentliche ihrer Arbeit gethan. Das weitseichtige Material wird disponirt, was eine Lücke läßt, zusammengefügt — und ein äußerst gelehrtes, oft sehr nütliches und bedeutendes Werk ist fertig. Aber Geschichtschreiber sind die Herren darum nicht. Sie tragen den eigentlichen Geschichtschreibern nur den Stoff zu — sie reiben ihnen die Farben für ihre Palette. Ein historisches Buch, das den Anspruch auf diesen Namen erheben darf, muß ein Kunstwerk sein — vortrefflich, wenn es zugleich eigenthümliche und neue Studien in sich aufgenommen und verarbeitet hat, eine nothwendige Bedingung ist es nicht. Nothwendig aber sind harmonische Zusammenfügung, plastische Gestaltung des Stoffes; dazu bedarf es eines scharfblickenden Auges, feinen Gefühls, geübter Hand — gleichviel, ob diese Hand den Stoff selbst herbeigetragen hat, oder ihn sich hat herbeitragen lassen. Gleichviel, dem das rohe Material, woher es auch stamme, erfordert gleiche Behandlung, Reinigung, Polirung; nur hier und da dürfen wohl Stäubchen liegen bleiben — daß es absichtlich geschehen, darf Keiner merken — Stäubchen, die im Sonnenlicht der glänzenden, hellen Darstellung glitzern und funkeln in buntem, farbigem Schein.

So heißt es in dem Buche des Herrn von Schlözer, dessen Titel oben angezeigt ist, von der Gründung Lübecks durch Heinrich den Löwen im Jahre 1158, nachdem eine ältere Niederlassung das Jahr vorher durch Feuersbrunst zerstört war: Rasch erhoben sich dort aus dem Schutte der früheren Pflanzung unter der fleißigen Hand der Ansiedler und der Kaufleute, welche von allen Seiten herbeigezogen, die Kirchen und

Häuserreihen, „unde de Stad vesteden de Lude mit Planken unde mit Porten.“ — Diese Worte aus der alten Chronik des Franziskaner Lehrmeisters im St. Katharinentloster zu Lübeck, des Detmar, aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, sind ein solches Staubkorn, das der Verfasser hat liegen lassen, vielmehr es hieher gelegt hat, und das uns mitten in seiner Planken, netten Darstellung wie eine Stimme aus der Zeit herüber klingt, die er schildert, sie uns unwillkürlich näher treten läßt. Herr von Schölzer hat das hier und an anderen ähnlichen Stellen gewiß fein und sorgfältig berechnet. Denn er ist einer der wenigen Geschichtsforscher heutzutage, die nicht nur Gelehrte, sondern auch Künstler sind: er ist kein Büchermacher, sondern ein Schriftsteller, im vollen, eminenten Sinne des Wortes.

Darum ist sein Buch auch nicht das zufällig entstandene, schnell zusammengefaßte Ergebnis rascher Studien, durch irgend einen Zufall, einen Fund hierhin oder dorthin gelenkt — es erscheint als ein wohlbedachter, wohlgefügtter Theil einer größern künstlerischen Aufgabe, — vielleicht eines ganzen Lebens.

Denn, um nur von jener zu sprechen, es bildet das Werk zwar für sich ein organisch gegliedertes, geschlossenes Ganze — aber es ist zugleich das Mittelglied einer trilogischen Composition, die uns Werden und Wachstum, Blüthe und Glanz, Abnahme und Verfall von Ländern zeigt, die innig mit unsrem eigensten Selbst verwachsen, uns darum wahrlich nicht fernere stehen, weil man systematisch bemüht ist, sie ganz von uns loszureißen. Und wenn jedes echte Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sein soll, so erhält auch das historische Kunstwerk wenigstens erhöhtes Leben, erhöhte Bedeutung, wenn es hervorgegangen ist aus der Stimmung, der richtigen Würdigung des Augenblicks, wenn es nicht nur interessiert, belehrt, sondern fordert und mahnt, durch die Vergangenheit uns die Augen öffnet für die Gegenwart, für die Zukunft.

Das erste Glied dieser Trilogie, Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden, ist im Frühling des vorigen Jahres erschienen. Die Gründung Hamburgs, die Stiftung des hamburg-bremischen Erzbisthums diente als Grundlage einer Darstellung, die mit der Entdeckung Livlands im Jahre 1158 ihren eigentlichen Anfangspunkt erreicht. In jenem Jahre langten bremische Schiffer bei ihrer Rückkehr aus den nordischen Gewässern im Hafen der Vaterstadt mit der Botschaft an, daß am östlichen baltischen Küstenstriche beim Ausflusse der Düna ein neues Land „aufgefahven“ sei. Das heidnische Livland war entdeckt, der bremer Kirche ein weites Feld zur Thätigkeit und Machtentwicklung geöffnet. Im Vereine mit der christlichen Religion aber zieht, getragen von Mittern, Mönchen, Kaufleuten deutsches Wesen, deutsches Recht, deutsche Sitte in diese Gegenden ein, um unter Liven, Letten, Esten eine Bildung zu verbreiten, die ihnen der slavische Osten nicht darbieten konnte. Diese Germanisirung des baltischen Nordens wurde in jenem Buche verfolgt bis zu den Niederlassungen der Deutschen auf Gotthland, dem Emporblühen Wisby's zum Mittelpunkt des ganzen nord-europäischen Handels, der Gründung des deutschen Kaufhofes in Novgorod, „der weitberühmten Republik am Wolchowströme.“ Und während diese Handelsstiftungen dem deutschen Wesen in allen nordischen Gebieten Ansehen und Einfluß errangen, wird die deutsche Kirche geschirmt und weitergetragen durch die in jenen Landen gegründeten Nittercolonien, welche durch festen Anschluß der Schwertritter an den deutschen Orden sich neu gekräftigt haben. „Und als nun“ so schloß dies Werk „mit dem Fall der Hohenstaufen der alte Geist der Zwietracht im Reiche wieder wach ward, die deutschen Nord-

und Ostseestädte aber zum Schutze ihrer Freiheiten und ihres Handels die Hanfa gründeten, die durch weitverzweigte Verbindungen mit Novgorod, Wisby, Riga, Neval, Dorpat zu rascher Blüthe sich empor schwang, da hob für dieses baltische Außendeutschland eine neue Zeit des Ruhmes an. Und an die Spitze des mächtigen Städtebundes trat jetzt das reichsfreie Lübeck, um während zwei Jahrhunderte dem deutschen Werk im Norden Kraft und innern Halt zu geben.“

Diese zwei Jahrhunderte, auf deren Darstellung durch dieselbe kundige Hand dieser Schluß bereits Hoffnung erregte, sind es, die das eben erschienene Werk, eine unmittelbare Fortsetzung des vorigen, schildert. Dort das Werden, Entstehen, hier volles, kräftiges Leben, dort die Blüthe, hier die Frucht: die Periode des Glanzes für den baltischen Ritterbund und die Hanfa. Wie dort es Hamburg und Bremen waren, von denen die Darstellung ihren Ausgangspunkt nahm, so ist es hier Lübeck, das wir entstehen, wachsen, zum Haupte der Hanfa heranreifen sehen.

Gleich auf dem Titel des wohlausgestatteten Buches tritt uns das alte Lübecker Stadtsiegel, das „sigillum burgensium de Lubeke“ entgegen. Es zeigt „ein Schiff mit hohem Bord, das Hinter- wie das Vordertheil gleich ausgeschnitten; auf dem Mast die rothweiße Kreuzesfahne. Ein ehrwürdiger Steuermann die spitze Kappe, den Südwestler, über den Kopf gezogen, lenkt mit der Linken das Fahrzeug durch die Wellen, während seine Rechte wie zur Behutsamkeit mahnend sanft gehoben ist. Ihm gegenüber sitzt ein Jüngling, der kühn in's Tauwerk des Mastes greift und mit seiner weit ausgestreckten Rechten auf den Beistand von Oben weist. Es ist das Bild der Erfahrung des Alters, verbunden mit der Thatkraft und dem Vertrauen der Jugend; die sollten im festen Vereine Lübeck seiner großen Zukunft entgegen führen.“

Das ist zugleich eine Probe der Schreibart, der Anschauungsweise des Verfassers: liebevolles Eingehen bis in's feinste Detail, festes Verknüpfen desselben mit dem Bedeutenden, Allgemeinen.

In jener ersten Schrift begann er mit dem Jahre 1158 in die Darstellung selbst einzutreten — hier bildet dasselbe Jahr, die Gründung des herzoglichen, des welfischen Lübecks, aus deren Schilderung wir oben schon eine bezeichnende Stelle entlehnten, den Beginn der Einleitung; denn jenseit liegen nur das wendische und das schaumburgische Lübeck, jenes zwanzig Jahre zuvor durch die Nügier vernichtet, dieses nach nur vierzehnjährigem Bestehen durch die obbemeldete Feuersbrunst im Jahre 1157 zerstört — taube Keime. Denn erst aus der dritten Gründung sollte das Lübeck emporblühen, das die oben angedeutete einflußreiche Stellung in der Entwicklung mittelalterlichen Lebens einzunehmen bestimmt war.

Allein mit fester Treue an dem geächteten Herzoge festhaltend, ergab es erst nach eingeholter Genehmigung des Welfenfürsten sich dem Hohenstauffischen Kaiser Friedrich I.; so wurde es einst gräflisch, dann herzoglich, 1184 eine kaiserliche Stadt — 45 Jahre später, nach herben Wechselfällen, endlicher Abschüttelung einer 23jährigen Dänenherrschaft, ward es frei, „gaben auch die von Lübeck“ — das ist wieder ein solches, wohlbedacht aufgehobenes Stäubchen — „die Stadt dem Reiche wieder“; Friedrich II. erhob es zur freien Reichsstadt. Der gemeinsame Sieg norddeutscher Fürsten und Städte bei Bornhöved im folgenden Jahre über den dänischen Waldemar erscheint als die Grundlage der Machtentwicklung Lübecks, seiner mercantilschen Bedeutung in den Ostseeländern: 4 Jahre später finden wir den Lübischen Handelsleuten bereits einen Kaufhof in Riga

ingeräumt, kurz darauf wird Elbing von Lübeck aus colonisirt, umfassende mercantile Verbindungen werden durch ganz Norddeutschland geschlossen, während anderseits Lübeck auf die Entwicklung städtischen Wesens und Lebens in den Ostseeländern, vornehmlich durch die weite Verbreitung seines Stadtrechtes, den ausgedehnten Einfluß gewinnt. Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts ist das Lübische Recht bereits in Kiel, Rostock, Gadebusch, Wolgast, Uelam, Stralsund, Elbing, Reval eingeführt; für alle diese Städte erscheint der Lübecker Oberhof als die letzte Instanz; bald schließen sich Memel, Wismar, Colberg, Barth, Köslin, Dirschau, Danzig diesem Bunde an: — „So reisten unter dem treibenden Einfluß der verschiedenartigen Verhältnisse unsehbar und geräuschlos die Keime der mächtigen Hanse heran, jenes Städtebundes, der unter der Führung Lübecks bestimmt war, während der Tage der herannahenden Verwirrung im deutschen Reiche die Herrschaft seiner Söhne in den baltischen Gewässern zu beschirmen, und deutschem Leben in allen nordischen Gebieten Ansehen und Eingang zu verschaffen.“

Das Jahrhundert, welches Lübecks Gründung folgte, sah an allen Meeresbuchten und Vormündungen der baltischen Uferlande an den fernem nordischen Grenzmarken des Reiches durch betriebene deutsche Ankömmlinge eine ganze Reihe von Hafensplätzen und Seestädten entstehen. Diese reichen Colonien nahmen bald eine fast ausschließliche Richtung auf Handel und überseeischen Verkehr. Die binnenländischen, namentlich niederländischen Städte, die fast bis zum Ende des 13. Jahrhunderts das ganze deutsch-baltische Geschäft ausschließlich in Händen gehabt haben, um nicht durch die neuen Emporkömmlinge ganz daraus verdrängt zu werden, waren genöthigt, sich mit ihnen zu gegenseitiger Unterstützung und Förderung zu verbinden. So dehnte sich der deutsche Handel in den baltischen Gewässern aus, die deutschen Kaufleute errangen Vorrechte auf den Märkten zu Novgorod und Wisby: hier haben sie — und unter ihnen sind wieder die Lübecker vorzüglich angesehen — 1263 bereits mit den Eingebornen gleichen Antheil an der Besetzung der städtischen Magistratur. Zugleich aber bilden diese Vereine ein schützendes Bollwerk gegen die Eingriffe der Landesfürsten, und damit wenigstens ein Suprogat für eine mangelnde, einigende und schützende Reichsgewalt. So gestalten sie sich zu einer eng geschlossenen, staatsähnlichen Einheit, „welche dem skandinavischen und slavischen Norden Europa's zum ersten Male das volle Gewicht einer waffenkundigen, deutschen Handelsmacht entgegenstellen sollte, und welche befähigt war, für die nächsten Jahrhunderte die Herrschaft über die baltischen Gewässer zu beanspruchen.“ Seit dem norwegischen Seekriege im Jahre 1284 erscheinen die norddeutschen Städte zuerst in größerem Umfange zu einem bewaffneten Bündnisse vereinigt; der günstige Erfolg kräftigte und stählte es, sie sahen ein, daß nur durch möglichst engen gegenseitigen Anschluß sie ihren Handel, ihre maritime Bedeutung zu befestigen, zu erweitern vermochten. Den Kern bildete das schon früher bestehende Bündniß der fünf sogenannten wendischen Städte, Lübeck, Wismar, Rostock, Greifswald, Stralsund. — Nach dem Verlauf weniger Decennien sind bereits die vornehmsten deutschen Handelsplätze der Nordseeufer, der baltischen Küsten und des nördlichen Binnenlandes in bald engerem, bald weiterem Anschlusse beigetreten. An der Spitze steht Lübeck, nächst geehrt erscheint das ältere Wisby; auf Tagesfahrten, von Lübeck angesagt, von den Städten beschickt, werden die gemeinsamen, friedlichen wie kriegerischen Angelegenheiten verhandelt. In das reiche Leben, das sich hier entwickelt, in das Detail des mächtigen mercantilen Aufschwungs, den es hervorruft, an der Hand des Verfassers einzugehen, ihm zu folgen

in seine lebendige, anziehende Schilderung des ausgedehnten und merkwürdigen Heringsfanges, der einen Hauptzweig dieser Thätigkeit bildet, versagen wir uns, um zur Lesung des Buches selbst zu reizen; gern wird man ihm zu dem kräftigen Bilde folgen, das er von der Zeit des größten Glanzes, von der Vereinigung der sieben und siebenzig „Gänse“, oder wie der übermüthige Gegner spottete „Gänse“ gegen den Dänen-König Waldemar, von dessen Demüthigung entwirft; diese fällt in das Jahr 1371; fast dreißig Jahre vorher, 1343, war zuerst von einem auswärtigen Fürsten, König Magnus von Norwegen, die Bezeichnung der „Hansa“ gebraucht worden, die dadurch als eine selbstständige, politische Einheit, als Staatskörper anerkannt war.

Das Seiten- und Gegenbild zu ihrer Entwicklung bildet die des seit 1237 mit den Schwertrittern vereinigten, deutschen Ordens. Aus den mannichfachen Kämpfen gegen Papst und Geistlichkeit, gegen Preußen, Litthauer, Russen geht er siegreich hervor, nachdem er durch die Verlegung seines Hauptsitzes, von Venedig nach der Marienburg an der Rogat, im Jahre 1309, sich concentrirt und eine feste Stellung gewonnen hat.

Alles das geht in lebensvoller Schilderung an dem Blicke vorüber: überall werden die gegenseitigen Beziehungen, der Einfluß der allgemeinen Weltlage auf diese Verhältnisse hervorgehoben: das verheerende Hausen des schwarzen Todes, die mächtigen Volksbewegungen, die während des vierzehnten Jahrhunderts in Europa sich zu erheben beginnen, und auch beide baltischen Gebiete nicht unberührt lassen, bilden dazu einen dunklen Hintergrund. Nicht ohne nähere Verbindung mit den lehterwähnten Ereignissen gelingt es dem Ritterorden, sich zu erweitern und zu festigen — er wie die Hansa steigen im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts zum Gipfel ihres Ansehens, ihrer Macht empor — bis zum Ausgange desselben erhalten sie sich in voller Kraft, in ungeschwächtem Glanze. Da zeigen sich die ersten Spuren des nahenden Verfalls. Diese Zeit, die Geschichte der deutschen Ostseeländer während des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, zu behandeln, verheißt der Verfasser für die nächste Zukunft — das wird das dritte, das letzte Drama seiner historischen Trilogie sein.

Deutsche Uebersetzungen ungarischer Poesien.

Der Erste, welcher in größerem Umfange aus dem Ungarischen ins Deutsche übersetzte, war der auch als selbstständiger Schriftsteller sehr fruchtbare Graf Majláth. Von ihm erschienen 1825 „Magyarische Gedichte“ (Stuttgart und Tübingen), in welchen fast alle Dichter Ungarns von bekannten Namen vertreten sind, und „Himff's Liebeslieder“ von Alexand. Kisfaludi (Leipzig 1830). Der würdige Graf bekundet in seinen Uebersetzungen eine gründliche Kenntniß der beiden Sprachen und einen außerordentlichen Fleiß. Seine Verse sind, wie wir aus einigen bei den einzelnen Dichtern angeführten Beispielen ersehen können, correct und das Versmaß des Originals beibehalten. Nur hat der Magnat zu wenig Objectivität, und obwol er meist sehr treu übersetzte, so ist doch an vielen Stellen die Geltendmachung des eigenen Ideenganges zu bemerken. Noch mehr als in den Gedichten tritt dies in seinen „Magyarischen Märchen und Sagen“ (Stuttgart 1836, 2 Bde.) hervor, welche trotzdem zwei Auflagen erlebten. Auch rei-